



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur (Orientalia)

Daß die Nachdichtungen chinesischer Verse, die **Hans Bethge** in seiner „**Chinesischen Flöte**“ (Leipzig, Inselverlag) zu geben suchte, bereits in zweiter Auflage vorliegen, bezeugt ein an und für sich gewiß erfreuliches Interesse an diesen „fremdartigen Blumen“, dem Kenner chinesischer Originaldichtung aber zugleich, daß hier gar manches geschehen sein muß, um sie dem westeuropäischen Geschmack anzupassen. Denn der Reiz chinesischer Dichtung liegt weitab von dem der unseren. Hans Bethge versteht selbst nicht Chinesisch und war darum auf Übersetzungen angewiesen. Die Quellen, die er nennt, sind wenig vertrauenerweckend: Judith Gautier machte aus einem Vierzeiler schärfster Prägung ein ganzes verbosess „Stimmungsbild“ nach der Manier ihres Vaters Théophile; Hans Heilmanns „Chinesische Lyrik“ paraphrasiert in ähnlicher Weise Paraphrasen fremder Herkunft noch einmal, und die „englischen Prosaquellen“, die Hans Bethge für die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts benutzte, verraten in Namensschreibungen wie Sang-Sli-Po und La-Ksu-Feng so wenig Kenntnis des Chinesischen, daß es schwer hält, an ihre Existenz überhaupt zu glauben. Daneben wird noch der Marquis Hervey de Saint-Denis genannt (der, nebenbei bemerkt, zum Grafen gemacht wird), ein allerdings trefflicher Kenner chinesischer Dichtung, dessen (freilich auch zumeist etwas sehr weitläufige) Paraphrasen zum Verständnis der Originale noch immer mit Nutzen gebraucht werden können. Wenn schon die Quellen Hans Bethges den Blumen chinesischer Dichtung nach europäischen Begriffen etwas mehr Duft zu geben suchten, so wiederholt die dritte (und manchmal vierte) Hand dies noch einmal. Aber die Meisterschaft der Chinesen

besteht gerade darin, immer den sachlichsten, dabei suggestivsten Ausdruck zu finden. Das bekannteste Beispiel dafür ist Li-Tai-Po's Bierzeiler aus der Verbannung:

tschuang tsien ming yüeh kuang,
i shi ti shang shuang,
kiü tou wang ming yüeh,
ti tou sze ku hiang.

Zu deutsch:

Vor dem Lager heller Mondenglanz,
Als wäre der Boden bedeckt mit Reis.
Ich hebe den Kopf, blicke zum hellen Mond,
Senke den Kopf, denke an die Heimat.

Dies wird bei Bethge:

In fremdem Lande lag ich. Weißer Glanz
Malte (!) der Mond vor meine Lagerstätte.
Ich hob das Haupt, — ich meinte erst, es sei
Der Reis der Frühe, was ich schimmern sah,
Dann aber fühlte ich: der Mond, der Mond . . . (!)
Und neigte das Gesicht zur Erde hin,
Und meine Heimat winkte (!) mir von fern.

Dabei ist dies eines jener Gedichte, die sich (bei der Unbekanntheit der Verse nur natürlich) dem Original noch ziemlich enge anschließen.

Auch Persisch versteht Hans Bethge nicht, und so darf es nicht wundernehmen, daß er hier dasselbe Verfahren beobachtet. Er hält die „Nachdichtungen“ des „**Hafis**“ (Leipzig, Inselverlag) in den gleichen indifferenten reimlosen Jamben oder Trochäen, die er nicht selten zu dem hübschen Satzbild von Terzinen anordnet. Schon das verwischt den Geist des Originals, den Charakter der „Aneinanderreihung von Perlen“, jede von eigenem Glanz und mit dem Lichtpunkt des ungesucht wiederkehrenden Reimwertes. Der „Geliebte“ der hafisischen Lyrik, der so leicht als der himmlische Freund zu deuten war und an so vielen Stellen auch diesen meint, wurde (fast möchte

man sagen: selbstverständlich) zu einer Geliebten, und das Nachwort tut noch ein übriges dazu, indem es — zugleich einen weiteren Band des „Östlichen Diwans“ verheißend! — betont, daß den Frommen des Orients das Weib durchaus nicht als die teuflische Verföhrerin „wie den meisten unserer Heiligen“, sondern als ein schönes, von Gott mit allem Vorbedacht geschaffenes Wesen und deshalb preisenwert und begeisterter Hymnen würdig erscheint. Diese beiden Nachworte sind überhaupt wahre Sammelplätze antiquierter und schiefer Meinungen in jenem Geist, der dem Orient romantizistisch in allem die Priorität erteilt. So kommt Hans Bethge zu dem Satz: „Er (Kafis) lebte also und schrieb seine kühnen, bilderreichen und leidenschaftlichen Gedichte zu einer Zeit, da es bei uns im Abendlande noch recht dunkel war.“ Es ist das vierzehnte Jahrhundert gemeint, das Jahrhundert Dantes, Petrarcas, Boccaccios, der ersten Humanisten. . . .

Martin Buber scheint im Gegensatz hierzu bei der Übertragung einer Auswahl der „**Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse**“ (Leipzig, Inselverlag, 1910) neben den Übersetzungen, die er namhaft macht, auch den Urtext herangezogen zu haben, obwohl dies aus seinen Worten nicht klar hervorgeht und es mir bisher nicht bekannt war, daß er, sonst ein verdienter Vermittler jüdischer Überlieferungen, sich auch des Chinesischen beflissen habe. Da es sich um Prosa handelt und für das Textverständnis durch Giles und Legge bereits alles getan war, ist über die Übertragung selbst nichts weiter zu sagen, als daß sie sich jedem Freunde philosophisch-ethischer Betrachtungen empfiehlt. Das Nachwort freilich leidet wieder an der romantizistischen Gegenüberstellung von Orient und Okzident, die durchaus keine Gegensätze, in ihrer Kultur wenigstens, d. h. in den Äußerungen ihrer Herrschervölker, sondern eine Einheit unter sich bilden, wie man es in meiner „Weltgeschichte der Literatur“ des Näheren dargelegt findet. Martin Buber kommt zu sehr von der Bewegung des Chassidismus her, die für ihn der eigentliche Ausdruck des Orients ist, während wir in ihr doch nur einen Reflex westeuropäischer Geistesrichtungen sehen können. Im einzelnen geht es z. B. nicht an, die

Lehre vom Reich Gottes jüdisch-urchristlich zu nennen. Diese Lehre ist vielmehr paraisch; Altes und Neues Testament bieten auch hier nur Reflexe. Ebenso scheinen mir die Bemerkungen über den Inhalt des Begriffes Tao, um den sich die ganze Lehre des mythischen Lao-Tse und seines Hauptapostels Tschuang-Tse dreht, mehr Unter- als Auslegungen zu sein. Ich selbst möchte in Tao den bekannten allgemeinen Gottesnamen Diau (indisch), Tiu (altgermanisch) usw. sehen, dessen Laut nur mit verschiedenen chinesischen Worten zusammenfällt und danach dann „Weg“ oder „Rede“ bedeutet (wie etwa List im Slavischen „Blatt“, im Magyarischen „Wehl“). Auch hier scheint sich mir zwischen den kulturbildenden Herrschervölkern des Ostens und denen des Westens eine Einheit zu erweisen.

Otto Hauser = Wien

Kulturgeschichte

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Persönlichkeit. Runo Grande, Professor der deutschen Kulturgeschichte und Kurator des germanischen Museums an der Harvard-Universität in Cambridge (U. S. A.), hat seiner deutschen Heimat ein schönes Buch geschenkt: „Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung“, Band I: Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 6 M.) Grande gehört nicht zu den Deutschen, die in der Fremde schnell der Heimat vergessen; daran würde ihn ja auch wohl seine Tätigkeit hindern. Aber aus diesem Buche quillt ein Strom der Begeisterung für Deutschland, seine Vergangenheit und seine Kultur. Der Germanist wird an manchem Anstoß nehmen. Das Hilbebrandslied darf man nicht glattweg altsächsisch nennen: nur Spuren dieses Dialektes finden sich. Otfriids „Evangeliengedicht“ heißt nicht „Krisi“. Auch die Beurteilung Wolframs ruft starken Widerspruch hervor. Wolfram ist in vielen Punkten dunkel, aber die lichten Stellen überwiegen doch, und seine wenigen Lieder gehören ohne Frage zu dem Schönsten unserer Lyrik überhaupt. Ferner werden systematisierende Zusammenstellungen, wie sie Grande gibt, nicht ungeteilten Beifall finden, so: Hartmann als Seelenmaler, Wolfram als Dichter des Strebens zum Ideal,

Gottfried als der Vergliederer menschlicher Leidenschaft, oder: Vertiefung und Steigerung des Lebensinhaltes in Meister Eckhart nach der Seite des Erkennens hin, in Heinrich Seuse nach der Seite des Gefühls, in Johannes Tauler nach der Seite des Willens und des Gesellschaftslebens. Auch die historischen Skizzen, die Francke gibt, werden von den Gegnern Karl Lamprechts nicht unwidersprochen bleiben. Das alles ist aber nebensächlich; die vier großen Perioden deutscher Kultur, die fortdauernde Steigerung des persönlichen Lebens und die Entwicklung der Individualität sind meisterhaft gezeichnet.

Francke stellt die Entwicklung der deutschen Persönlichkeit in vier Perioden dar. Für jede Zeit werden mit glücklicher Hand die markantesten Gestalten herausgegriffen und scharf umrissen. Die Stürme der Völkerwanderung, das Aufeinanderprallen und das gegenseitige Sich-Zermalmen und Vermischen der verschiedensten Stämme führen eine neue nationale Existenz herauf. In dieser Heldenzeit liegt die Geburtsstunde der großen Volksepen: da wachsen riesengroß die dämonisch naturgewaltigen Gestalten Hagen und Bäte heraus. Am Ziel dieser Entwicklung steht die sagenumwobene Person Karls des Großen; mit der Kaiserlichen Akademie und den kühnen Bauten in Aachen scheint eine karolingische Renaissance sich zu bilden, selbständig und subjektiv.

Das von Karl begonnene Werk der Ausbreitung des Christentums wird von Rom unterstützt; die Kirche wird mächtig und das einst von Aachen aus regierte Reich löst sich auf. Aber die deutsche Persönlichkeit erstarkt nach und nach, sie vermag die römisch-christlichen Ideen zu verarbeiten und umzuwerten. Die Dichter des Heliands und der altsächsischen Genesis haben lediglich christliche Namen übernommen. Aus Otfrieds deutschem Evangelienbuch weht uns ein echt christlicher Geist an: in seiner Dichterbrust sind Deutschtum und Christentum eins geworden. Das nationale Leben erstarkt im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum. Die deutsch-nationale Geschichtsschreibung erwacht. Am Ende dieser Epoche geht die Führung auf kulturellem Gebiet von den Geistlichen auf das Rittertum über.

Das Rittertum als solches, als soziale Schicht — nicht der einzelne Ritter als Persönlichkeit — bedeutet im Anfang dieser dritten Periode den kulturellen Fortschritt. Der literarische Ausdruck dieser Zeit, der Minnesang, ist konventionell. Walther von der Vogelweide zuerst vertritt in jeder Hinsicht das persönliche Element. Auch in der Heldensage wird die subjektive Färbung stärker, sie wird modernisiert. Rüdiger von Bechlarn, entschieden die sympathischste Gestalt in der Katastrophe der Nibelungen, wird mit Max Piccolomini verglichen, ein sehr glücklicher Gedanke. Rüdiger schwankt vor der Katastrophe, ob er den Freunden, denen er Treue geschworen, oder dem Lehnsherrn und dessen Gemahlin, Kriemhild, folgen soll; Max Piccolomini muß zwischen Freund und Vater wählen. Die Seelenkämpfe beider Männer sind gleich stark und vernichtend und beide Male meisterhaft von den Dichtern dargestellt. Noch intensiver siegt die Persönlichkeit über die Konvention bei den drei großen höfischen Epikern. Sehr gelungen ist der Vergleich, den Francke durchführt zwischen Hartmanns armem Heinrich und Goethes Iphigenie. Grandios ist die Schilderung der ausbrechenden Leidenschaft im Tristan, und mit schmerzlicher Resignation sagt der Verfasser: „Kein anderes Werk der mittelalterlichen Poesie erweckt so intensiv das Bewußtsein von der Tragik menschlicher Entwicklung, die gerade durch ihre höchste Steigerung und Verfeinerung immer und immer wieder zur Selbstzerstörung und zur Aufhebung aller Kulturwerke hingetrieben wird.“ (S. 158.)

Mit dem Hervorbereichen persönlicher Eigenart über alle Schranken der Konvention ist eine neue Zeit heraufgekommen. Kaisertum und Papsttum, im Kampfe gegenseitig geschwächt, treten in ihrer kulturellen Bedeutung zurück. Landesfürstentum und Bürgertum werden erste Machtfaktoren. Damit beginnt die Demokratisierung adliger Gesinnung. Die höchst eigenartigen Persönlichkeitswerte werden fruchtbar gemacht für die Massen. Das Volk erlebt einen ungeheuren kulturellen Fortschritt; durch die Prediger aus den neuen Orden, durch die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts wird die Demokratisierung des individualistischen Prinzips angebahnt. Aus dem reichen Leben des Volkes ergießen sich die Ströme des

Volksliedes bis ins neunzehnte Jahrhundert. Satirische und didaktische Prosa wie auch geistliches Drama erwachsen aus demselben Boden. Mit einer feinsinnigen Analyse von Holbeins Totentänzen und Albrecht Dürers Hauptwerken schließt Francke diesen ersten Band.

Das aber ist in dem schönen Buche doch das Schönste, die Wärme, mit der der Verfasser über die alten Lieder seiner deutschen Heimat spricht; voller Wehmut gedenkt er in den Widmungsversen seiner Heimat:

„Die Heide blüht. Aus dunklen Tiefen
Zieh'n Sehnsuchtsstimmen durchs Gemüt,
Als ob sie meine Seele riefen
Zur Ewigkeit. Die Heide blüht.“

Dr. Otto Lerche-Göttingen

Philosophie

Hans Dankberg: Vom Wesen der Moral.

Eine Physik der Sitten. Stuttgart, Julius Hoffmann. Preis M. 3.—. Die Überschrift des Buches hat mich zunächst abgeschreckt. Denn gegen das Thema Moral haben uns schlimme Erfahrungen mißtrauisch gemacht und mehr noch gegen die in „Moral“ reisenden Wanderliteraten. Zwei Schlagworte dröhnen uns in den Ohren, und um sie drängen sich Scharen begeisterter Anhänger: alte und neue Moral. Nisfuge rote Plakate laden zu Versammlungen ein, wo beim Klappern der Biergläser verhasste Gewalten erdroffelt werden sollen und wo die anschließende Diskussion über die schwierigsten Punkte völlige Klarheit bringen soll.

Nichts dergleichen finden wir in Dankbergs Buch. Dankberg will nicht andere Leute überzeugen, befehlen und umtaufen. Ihm ist die Moral kein sinnloses Schreckgespenst, kein feuerspeiender Drache. Ihm ist die Moral ein interessantes Phänomen, das aus bestimmten sozialen Tagen herauswächst, wie das Edelweiss dem Boden des Hochgebirges und die Seerose dem Sumpf entspringt.

Mit einer Naturgeschichte der Moral beginnt der Verfasser. Nur die ringsum drohende Not hat einen Gesamtwillen über die Wünsche des einzelnen hinauswachsen lassen. Aus Notwehr, wohlverstandener Notwehr hat die Gesellschaft moralische Anschauungen schaffen müssen, um dem Entstehen und Wachsen der Kultur

einen Boden zu schaffen und freizuhalten. Also reine Zwangsmomente sind die Grundlage der Moral, und mit ihrer Notwendigkeit begründet der Verfasser die von ihm anerkannten moralischen Gebote. Es sind im wesentlichen dieselben, die auch Gesellschaft und Religion gegen immer zunehmende Angriffe zu verteidigen haben.

Den Ausführungen des Verfassers haftet nun aber ein Erdgeruch an, der die Stärke des Buches bildet und manchen Gegner bezwingen kann, manchem Freund der gleichen Güter aber auch die Bundesgenossenschaft verleiden wird.

Nach einer Entstehungsgeschichte der Moral spricht der Verfasser von den Machtmitteln, durch die die Moral ihre Widersacher zu Boden gehalten hat. Physische Kraft und geistige Überlegenheit werden gegen sie machtlos. Die Moral verfügte über die Kraft der Gesamtheit, beim Urteil über den einzelnen gab sie den Maßstab, sie sprach ihm die Ehre zu, wenn er sich unterwarf; sie bestimmte seine Pflichten, ja bis in das innerste Denken des einzelnen drang sie hinein und schuf sein Gewissen. In diesem Zusammenhang folgt dann die Darstellung, wie Ehre und Pflicht, die ursprünglich nur von außen gegebene Gebote enthielten, zu immer selbstständigeren Motiven des Handelns werden. Hier scheint mir auch der Höhepunkt des Buches zu liegen.

Widerspruch werden die Ausführungen des Verfassers finden, daß nach moralischen Grundsätzen nur das innerstaatliche Leben zu beurteilen sei. Der gefangene Offizier, der trotz seines Ehrenwortes weiterkämpft, wird aber der Mißachtung nicht ohne Grund verfallen. Die Kraft der Moral beruht darauf, daß sie Selbstzweck geworden ist und eine Beurteilung nach dem Maßstabe einer Schädigung der Gesamtheit durch die einzelne Tat nicht dulden darf. Ansehbar erscheint mir auch der Abschnitt des Buches, der sich mit der Bildung einer Sondernormal innerhalb der verschiedenen sozialen Schichten befaßt. Den Zweikampf vom Standpunkt eines konsequenten Utilitaristen betrachtet und anerkannt zu sehen war Gegenstand meines Interesses und meiner Sympathie. Alles in allem ein troziges, wertvolles und jugendfrisches Buch. Dr. H. Stein-Berlin